



Eine Virtuosa, die sich für einen Virtuosen engagiert: Ariadne Daskalakis

BILD: STEFAN WORRING

## Zwischen Boston und Barock

Begegnung mit der Kölner Professorin und Geigerin Ariadne Daskalakis

Die Künstlerin, die an der Musikhochschule lehrt, setzt sich für die Wiederentdeckung von Giuseppe Tartini ein.

VON MARKUS SCHWERING

„Da, schauen Sie, in der Mitte ist er schmaler.“ Ariadne Daskalakis hält den Tartini-Steg neben einen modernen Violinsteg. Dem Laien in Sachen Instrumentenbau will der Unterschied gering scheinen, aber die Wirkung ist unverkennbar: Der Tartini-Steg reduziert das Volumen des Klanges, dafür hat der mehr Resonanzen, mehr Obertöne. Die amerikanische Geigerin mit der griechischen Herkunft und dem in der Tat ausgeprägt mediterranen Appeal hebt den Bogen, und es klingt der melancholisch-traumverlorene Mittelsatz aus dem E-Dur-Konzert des Barockmeisters auf. Daskalakis' Geige singt, seufzt und klagt wie eine Menschenstimme – und wärmt augenblicklich den kargen Übungsraum in der Kölner Musikhochschule, wo die 36-Jährige seit 2000 Professorin für ihr Instrument ist.

Tartini-Steg, Tartini-Konzert – soeben hat Daskalakis beim Label Naxos mit dem Kölner Kammerorchester unter Helmut Müller-Brühl fünf Violinkonzerte des Komponisten eingespielt, der gemeinhin im Schatten seines älteren Kollegen Antonio Vivaldi steht. Heute ist Giuseppe Tartini (1692 bis 1770) breiteren Kreisen präsent nur durch seine „Teufelstriller“-Sonate, mit der er sich den Ruf eines Paganini der Barockzeit erwarb. Dabei hat der seinerzeit gefeierte Virtuose, Geigenlehrer und Musiktheoretiker

auch rund 135 Konzerte für sein Instrument geschrieben.

Warum diese Existenz im Windschatten der allgemeinen Aufmerksamkeit? „Gute Frage“, meint die Geigerin und zuckt die Achseln. Historische Kenntnis und Herangehensweise spielten bei ihm eine überaus wichtige Rolle, „seine Musik überlebt nicht ohne Rücksicht auf historische Praxis“. Vivaldi sei „leichter zugänglich“, Tartini hingegen „eigener“, habe mehr Feinheiten, Schattierungen – und sei in den lyrischen Mittelsätzen Vivaldi sogar überlegen. Tatsächlich zeigen gerade sie bereits ein moderneres, weicherer Klangbild – in ihnen ist Tartini bereits auf dem Weg vom Barock zur Empfindsamkeit.

Mittlerweile wird das Gespräch auf Englisch geführt, worin sich Daskalakis trotz ihres gut gesprochenen Deutsch doch noch sicherer fühlt. Das ist ja verwirrend genug: eine Kölner Professorin mit griechischem Namen, die in Boston geboren ist und nach wie vor den US-Pass besitzt. Eine zusammengesetzte Identität? Daskalakis lacht und meint, da hätten etliche so ihre Schwierigkeiten mit der Einordnung ihrer Person.

Nach Deutschland ist sie durch ihren Mann gekommen, den Geiger und Dirigenten Sebastian Gottschick, den sie während des Studiums an der New Yorker Juillard School kennen gelernt hatte. Nach Harvard dann also die Berliner Musikhochschule, an der sie auch ihr Konzertexamen ablegte – mit Aus-

zeichnung. Und dann hagelte es Wettbewerbspreise. Vor ihrer Solistenlaufbahn war sie Konzertmeisterin im Berliner Ensemble Oriol und davor Geigerin in mehreren Orchestern in Europa und den USA, in denen sie auch Dirigenten wie Simon Rattle erlebte. Dies alles Erfahrungen, die „meine Karriere verlangsamt, aber auch bereichert haben“.

Die Übersiedlung nach Deutschland war nach eigener Darstellung für sie ein „coming home“ – vor allem musikalisch: Sie hatte in den Staaten Lehrer gehabt, die aus der europäischen

**Die Geige singt, seufzt und klagt wie eine Menschenstimme – und wärmt den Raum**

Geigertradition stammten, es ging also zurück zu den Wurzeln. Und näher an Griechenland – der Heimat ihrer Großeltern, wo noch Verwandte leben und wo sie regelmäßig hinfährt – liegt Deutschland natürlich auch.

Ariadne Daskalakis lebt mit ihrer Familie, zu der zwei kleine Kinder gehören, in Köln – der „großen, aber nicht zu großen Stadt“, die sie als Lebensraum wie als Zentrum der neuen und alten Musik schätzen gelernt hat. Die enorme „Musikdichte“ der Region begeistert sie – und veranlasst sie zur Mahnung an die Europäer, ihre Tradition eines öffentlich geförderten E-Musikbetriebes inklusive der sozialen Absicherung der Musiker selbstbewusst gegen Amerika zu verteidigen.

Doch noch einmal zurück zu Giuseppe Tartini! Angeregt durch Müller-Brühl – mit ihm und einem Tartini-Konzert ist sie auf Tournee ge-

gangen – machten sich sie und ihr Ehemann auf die Suche. Unter den fünf im Deutschlandfunk aufgenommenen dreisätzigen Werken sind auch zwei, die sie aus ihrem Schattendasein in der Berliner Staatsbibliothek befreiten und erstmals für die Schallplatte einspielten. Allesamt bestätigen sie den Befund: Tartini ist in der Rezeption zu Unrecht unterbelichtet.

Bei der Aufnahme geht es nicht historisch pur zu, sondern allenfalls „historically informed“ – das Orchester musiziert auf modernen Instrumenten. „Da wäre es Quatsch gewesen“, sagt Daskalakis, „wenn ich mit Darmsaiten und Barockbogen angekommen wäre.“ Immerhin spricht sie von einem „glücklichen Kompromiss“. Es sei wichtig gewesen, so authentisch wie möglich zu spielen. Das Ergebnis überzeugt in jeder Hinsicht: Entstanden ist eine lebendige, klangvolle und -schöne, auch stilistisch geschlossene Aufnahme, an der wohl nur verbissene Puristen herumäkeln werden.

Die zierliche Professorin würde gerne mit Tartini weitermachen, allerdings gibt es noch kein konkretes Projekt. In Planung sind stattdessen ganz andere Dinge: eine CD mit Violinmusik von Lutoslawski, Szymanowski und Janacek und eine weitere mit Sonaten des Romantikers Joseph Joachim Raff, von denen sie beim Label Tudor bereits einige eingespielt hat. Die Künstlerin ist vielseitig, bestreicht ein riesiges Repertoire zwischen Barock und Gegenwart. Ihr besonderes Faible gilt dabei der Kammermusik („da kann man bis zu einem gewissen Grad spontaner spielen“). Sie gehört auch dem Manon-Quartett an, in dem ihr Mann den Bratschenpart versieht.